

Briefe aus Amerika

Autor(en): Max Bächlin
Quelle: Basler Stadtbuch
Jahr: 1964

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/c46c13da-e7c1-4cbc-846a-ac8fd6cd30fd>

Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>

Briefe aus Amerika

Eine Basler Familie wandert 1845 nach den Vereinigten
Staaten aus

Von Max Bächlin

In einer Periode wirtschaftlicher Blüte, da bei uns jeder Arbeitswillige im eigenen Land sein Auskommen reichlich findet, mag es von Interesse sein, sich anderer Zeiten zu erinnern, da das nicht der Fall war. Bis tief ins 19. Jahrhundert hinein sahen sich bekanntlich immer wieder zahlreiche Schweizer gezwungen, ihre Heimat zu verlassen und sich irgendwo im Ausland eine Lebensmöglichkeit zu suchen. Vorwiegend war es natürlich die bäuerliche Bevölkerung, die den Weg der Auswanderung beschritt, aber auch Städter konnten sich dazu veranlaßt sehen. Die im folgenden abgedruckten Briefe von Amerikafahrern aus den Jahren 1845/46 stammen von einer Basler Metzgerfamilie.

Im Jahre 1816 wurde der in Liestal geborene Friedrich Rosenmund-Schäublin ins Basler Bürgerrecht aufgenommen. Er wohnte an der Weißen Gasse und war dort als Metzger tätig. Sein Sohn Johannes wurde ebenfalls Metzger; bis zum Tode seines Vaters anfangs der Vierzigerjahre arbeitete er in dessen Betrieb mit, dann führte er die Metzgerei allein weiter. Im Jahre 1845 wanderte er mit seiner Familie nach Amerika aus. Er war damals 43jährig; seine Gattin Anna Katherina geb. Gysin war zwei Jahre jünger. In den 19 Jahren ihrer Ehe hatte sie 14 Kinder zur Welt gebracht; 6 davon waren innerhalb der ersten beiden Lebensjahre gestorben. Zur Zeit der Auswanderung zählte die Familie also 8 Kinder: 6 Knaben und 2 Mädchen; der älteste Sohn, Johann Friedrich, war 18 Jahre, der jüngste 6 Jahre alt.

Es waren vor allem wirtschaftliche Gründe, die Johannes Rosenmund zur Auswanderung veranlaßten. Seine Familie habe in Basel keinen Verdienst mehr gehabt, heißt es in einem der Briefe. Offensichtlich hatte Johannes R. große Mühe, als

Metzger seine vielköpfige Familie durchzubringen. Auch scheint es mit den Wohnverhältnissen nicht zum besten bestellt gewesen zu sein; der Raum war knapp, und die «weiße Stinkgasse» war als Ort der Metzgereien und des obrigkeitlichen Schlachthauses sicherlich kein ideales Wohnquartier, umso weniger, als die Rückseite der einen Häuserreihe dem offenen Bett des Birsigs zugewandt war.

Der Metzger Rosenmund war damals kein Einzelfall. Da nicht alle Auswanderungen von den Behörden registriert wurden, sind genaue statistische Angaben nicht möglich; die Basler Akten geben lediglich über jene Familien Auskunft, welche die Regierung um einen Beitrag an die Reisekosten ersucht haben. Da sind es zwischen 1845 und 1855 über 40 Handwerker, die unsere Stadt zu verlassen wünschten — darunter nicht weniger als 7 Metzger! In seinem Schreiben an den Rat erklärt ein Instrumentenmacher, er verlasse seine Heimat «wegen steigender Konkurrenz», und er hoffe, in jenem Weltteile denjenigen Erwerb zu finden, welchen seine Tätigkeit hier nicht mehr erreiche. Ähnlich argumentierten auch andere Gesuchsteller.

Die Auswanderungslustigen richteten ihren Blick in erster Linie nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika, die in Deutschland und in der Schweiz durch zahlreiche Druckschriften aller Art als das «Land der unbeschränkten Möglichkeiten» angepriesen wurden. Im Vordergrund standen damals die Gebiete östlich des obern Mississippis, die Staaten Illinois, Indiana, Ohio und Wisconsin. Hier konnten arbeitswillige Siedler unter günstigen Bedingungen Land erwerben und eigene Farmen aufbauen, und hier trafen sie auch ähnliche klimatische Verhältnisse wie in der Schweiz. Nach einer damaligen Angabe des Schweizer Konsulats in New York wandte sich im Zeitraum von 1833—1842 der größte Teil der 7677 Schweizer Einwanderer von New Orleans den erwähnten Gebieten zu. Anfangs der Dreißigerjahre gründete der Luzerner Köppli mit Freunden und Verwandten nordöstlich von St. Louis im Staate Illinois die Kolonie New Switzerland, zu deren Mittelpunkt später die Siedlung Highland ausgebaut wurde. In einem in der Schweiz gedruckten ausführlichen Rei-

Wichtige Anzeige für Auswanderer.

Transport von Basel nach New-York oder New-Orléans:

- | | | |
|----|---|-----|
| 1. | Für erwachsene Personen ohne Lebensmittel Schwz.-Frk. | 100 |
| 2. | = Kinder unter 10 Jahren — = — = | 85 |
| 3. | = erwachsene Personen mit — = zur See = | 125 |
| 4. | = Kinder unter 10 Jahren — = — = | 110 |

Für ganze Familien mit kleinen Kindern werden große Vortheile gestattet.

Die Directrice der französischen Eilwagen in St. Louis (bei Basel), Messageries Royales rue notre Dame des Victoires, macht E. E. Publikum die Anzeige, daß sie von der Agentur der regelmäßigen Post-Schiffe zwischen Havre nach New-York und New-Orléans ermächtigt ist, Schiffs-Akkorde mit oder ohne Nahrung für Auswanderer zu ertheilen, und zwar zu obbemerkten Preisen.

Die Lebensmittel, welche für den Preis von Schwz.-Frk. 25 in Havre gegeben werden, bestehen in: 40 Pfund Schiffs-Zwieback, $\frac{1}{2}$ Hektolitre (2 Sester) Kartoffeln, 5 Pfd. Reis, 5 Pfd. Mehl, 14 Pfd. Schinken, 4 Pfd. Butter, 2 Pfd. Salz und 2 Flaschen Essig.

Die Abfahrt der Eilwagen hat täglich früh 7 Uhr von St. Louis statt; die Reisenden müssen sich den Tag zuvor melden, um Mauth und Polizei-Angelegenheiten zu ordnen. Der Weg von Basel nach Havre wird in vier Tagen zurückgelegt; nach Konvenienz kann der Reisende einen Tag in Paris verweilen, ohne seinen Platz nach Havre zu verlieren.

Die Abfahrt der Packet-Schiffe nach New-York hat den 1., 8., 16. und 24. jeden Monats statt. Zwei Tage zuvor muß sich aber der Reisende in Havre anmelden.

Fernere Erkundigungen können durch frankirte Briefe, unter Adresse: **Wittwe Freund, Directrice der Königlichen Eilwagen rue notre Dame des Victoires, in St. Louis,** einge-
zogen werden.

Zu weiterer Begünstigung wird noch angezeigt, daß, wenn E. E. Gemeinde-Rath für Familien zu unterhandeln wünscht, so braucht der ganze Preis erst bezahlt zu werden, wenn die Einschiffung in Havre amtlich erwiesen und der Nachweis vorgelegt wird.

St. Louis, im Juni 1845.

sebericht wurde diese Gegend allen Auswanderungslustigen warm empfohlen («. . . darf ich sagen, daß auf unserer ganzen Reise keine Gegend uns zum Vorschein gekommen ist, wo wir lieber den biblischen Spruch: — Hier laßt uns Hütten bauen! — in Anwendung gebracht hätten. . .»). Um 1840 kam in Zürich eine «Volksschrift» heraus, die den bezeichnenden Titel trug: «*Die Auswanderer*, eine sehr unterhaltende, belehrende Erzählung, wie die Familie Rudolf Meyer aus der Schweiz nach Amerika gezogen und nach vielen Gefahren und schweren Leiden im Freistaate Illinois glücklich geworden». Der in Basel erscheinende «Christliche Volksbote» veröffentlichte 1844 den Brief eines schweizerischen Auswanderers, der ebenfalls die Gegend von «Neu-Schweizerland» mit der Stadt «Heiland» in verlockenden Farben schilderte. Im Jahre 1845 kam es zwischen Mississippi und Michigansee im Staate Wisconsin zur Gründung von Neu-Glarus, einer Schweizer-siedlung, die bald von sich reden machte, und die sich rasch entwickelte.

Es liegt nahe, anzunehmen, daß die Familie Rosenmund nicht bloß den Brief des «Volksboten» kannte — Joh. Friedrich erwähnt ihn einmal —, sondern daß sie auch andere Publikationen dieser Art las und daß dadurch ihre ursprüngliche Zielsetzung, in der Gegend von St. Louis Land zu erwerben, mitbestimmt worden ist.

Wie das häufig der Fall war, ist wohl auch den Eltern Rosenmund der Entschluß zur Auswanderung durch das Beispiel von Bekannten erleichtert worden. Im Sommer 1844 wanderte die ihnen befreundete Familie Tschopp, die auch in der Weißen Gasse wohnte, nach Nordamerika aus. Der älteste Sohn fuhr nach St. Louis voraus, die Familie folgte nach und kaufte sich bei Hermann, westlich von St. Louis, Land. Ein Jahr später suchte sie der älteste Sohn der Familie Rosenmund auf seiner Rekognoszierungsfahrt in ihrem neuen Heimwesen auf.

Vor der Abreise gab es noch einige Formalitäten zu erledigen:

Im April 1845 erfolgte in der «Schweizerischen Nationalzeitung» die sogenannte «Freiwillige Auskündigung»:

«Wenn jemand eine Anforderung an mich zu machen hat, beliebe er sich innert den nächsten 6 Wochen vom 20. April an gerechnet bei mir zu melden. — Zugleich ersuche ich diejenigen, die mir schuldig sind, mich in dieser Frist zu bezahlen. — J. Rosenmund, Metzger.»

Anfangs Juni ersuchte Johannes R. die Basler Regierung, ihm einen Paß auszustellen, da er willens sei, «mit seiner Familie nach Nordamerika auszuwandern». Er wies dabei auf die Bemühungen hin, «seine häuslichen Angelegenheiten zu ordnen», und legte die entsprechenden Bescheinigungen bei, nämlich

«1. Schein des Herrn Gerichtschreiber Schneider, bezeugend daß ich nicht betriebe werde,

2. Schein des Herrn Hypothekenbuchverwalter Iselin, daß keine Bürgschaften von mir eingeschrieben seien,

3. Schein des Herrn Zunftsreiber Schardt über Entlassung von meiner gehabten Vogtei,

4. freiwillige Auskündigung in der ‚National-Zeitung‘.»

Ein Gesuch um finanzielle Hilfe brauchte Johannes Rosenmund nicht zu stellen, da er über die nötigen Mittel verfügte, sowohl für die Überfahrt als auch für den Aufbau einer neuen Existenz in Amerika. Joh. Friedrich spricht einmal von ihrem «bißchen Vermögen», das sie in Basel noch besaßen, und am 9. Oktober schreibt Johannes, sie hätten noch Geld genug, um im bösesten Fall ein halbes Jahr zu leben und abzuwarten. Einige Briefstellen lassen vermuten, daß ihnen von ihren Verwandten zur Überwindung der Anfangsschwierigkeiten Geld vorgestreckt worden ist.

Zur Lösung der praktischen Probleme standen den Auswanderern mehrere gedruckte Anleitungen zur Verfügung; überdies erschienen in den Basler Zeitungen regelmäßig Inserate der verschiedenen Reiseagenturen mit genauen Angaben über Routen, Fahrpläne und Kosten. Die Überfahrt erfolgte mit Segelschiffen, in der Regel von Le Havre nach New Orleans oder nach New York (s. S. 181).

Wie bereits erwähnt, hatte die Familie Rosenmund ursprünglich die Absicht, sich — wie die Tschopp — an ge-

eigneter Stelle eine bäuerliche Existenz aufzubauen. Aus diesem Grunde wurde — auch darin dem Tschopp'schen Beispiel folgend — der älteste Sohn Joh. Friedrich zur Rekonoszierung in die Gegend von St. Louis vorausgeschickt. Bereits Ende Mai 1845 fuhr er nach New Orleans; leider ist der von ihm erwähnte Brief über seine Seereise nicht mehr auffindbar. Ausführlich und überaus anschaulich berichtet er hingegen am 9. Oktober 1845 über seine Erkundigungsfahrten in der Zeit vom 12. Juni bis Mitte September; dieser Brief ist inhaltlich und formal für einen 18jährigen kaufmännischen Lehrling eine respektable Leistung!

Es war vorgesehen, daß die Familie Rosenmund ebenfalls in New Orleans an Land gehen und sich in St. Louis mit dem ältesten Sohn treffen sollte. Dieser Plan wurde aber geändert, wohl mit Rücksicht auf die gefürchteten sommerlichen Fieberepidemien im Gebiet der Mississippi-mündung. So fuhr die Rosenmund'sche Reisegesellschaft in der Zeit vom 11. August bis 11. September von Le Havre nach New York. Im ganzen scheinen es 18 Personen gewesen zu sein; mit der neunköpfigen Familie reisten zwei junge Verwandte, Rudolf Althaus und Johann Gysin; wer sonst noch dazu gehörte, läßt sich aus den Briefen nicht erkennen. Am 22. September stieß Joh. Friedrich, der brieflich verständigt worden war, in Pittsburgh zu seinen Angehörigen. Die Meerfahrt, die Reise über Philadelphia nach Pittsburgh und die ersten Bemühungen um den Aufbau einer neuen Existenz bilden den Inhalt der Briefe von Vater und Mutter Rosenmund.

Von der zehnköpfigen Familie, die im Sommer 1845 auswanderte, blieben mit Ausnahme Joh. Friedrichs alle in den Vereinigten Staaten. Über ihr weiteres Schicksal ist leider nichts Genaueres bekannt. Der 1849 nach Basel zurückgekehrte Joh. Friedrich stand zwar bis zu seinem Lebensende 1895 mit seinen Angehörigen in Amerika in Kontakt; 1876 fuhr er sogar anläßlich der goldenen Hochzeit seiner Eltern nochmals hinüber; Briefe oder Aufzeichnungen darüber fehlen indessen. Den Notizen seines Sohnes Franklin, der im gleichen Jahr ebenfalls nach Amerika reiste, ist lediglich zu

entnehmen, daß er einige Tanten und Onkeln besuchte, und daß sein Großvater «John» in East Liberty bei Pittsburgh wohnte. Nach dem Tode Joh. Friedrichs scheinen die Beziehungen zwischen Basel und Amerika ganz aufgehört zu haben. Als zu Beginn des 20. Jahrhunderts zwei Söhne des Franklin Rosenmund, also Großkelkel des ausgewanderten Johannes, nach den USA übersiedelten, gelang es ihnen bereits nicht mehr, die Spuren ihrer Verwandten aufzufinden.

Noch ein Wort zu Joh. Friedrich. Was ihn dazu bewog, schon nach wenigen Jahren wieder in seine Vaterstadt zurückzukehren, kann nicht gesagt werden. Vor seiner Abreise machte er noch den Feldzug der amerikanischen Armee gegen Mexiko mit. Er soll in spätern Jahren gerne davon erzählt haben, und er bezog dafür auch lebenslänglich eine kleine Rente der amerikanischen Regierung. In Basel erwarb er sich im Laufe der Jahre eine angesehene Stellung. Es gelang ihm, ein eigenes, gut gehendes Geschäft aufzubauen, und sowohl Volk als Behörden übertrugen ihm wichtige öffentliche Aufgaben: von 1864 bis 1881 gehörte er dem Großen Rate an; daneben war er in der Synode, im Gericht und in der Armenpflege tätig; lange Jahre war er auch Meister der Gerberzunft.

Die nachfolgenden Briefe sind an die Basler Verwandten gerichtet; einer der Ihren hat sie noch im 19. Jahrhundert abgeschrieben; die Originale sind nicht mehr auffindbar. Abgesehen von einigen Kleinigkeiten wird der Text im überlieferten Wortlaut wiedergegeben.

1. Brief des Johann Rosenmund-Gysin mit einer Nachschrift seiner Gattin Anna Katherina

Philadelphia, den 14. September 1845

Wertgeschätzte Schwäger, Schwestern und Freunde insgesamt,

Mit fröhlichem Herzen ergreife ich die Gelegenheit, Euch zu benachrichtigen. Allererst melde ich Euch, daß wir alle zusammen bisher und jetzt noch vom Kleinsten bis zum Größ-

ten, Gott sei Dank, gesund und vergnügt beieinander uns befinden und die Seereise keinem viel Übel gemacht. Ich will Euch hier die Reise von Le Havre bis hieher wissen lassen.

Den 11. August nachmittags $\frac{1}{4}$ Uhr fuhren wir mit einem der größten und besten Schiffe namens Jowic (New Yorker Paquet Schiff) aus dem Hafen. Nun folgt mein *Tagebuch*:

11. Aug.: abends widriger Wind.

12. Aug.: schönes Wetter. Wir sehen kein Land mehr. Nachmittags einerseits eine kleine Insel, anderseits Küstenland und sehr viele Schiffe.

13. Aug.: schönes Wetter, aber kalt. Wir passieren die englischen Küsten.

14. Aug.: schön. Wir übersegeln ein mit Soldaten angefülltes Schiff.

15. Aug.: trübes Wetter. Wir sehen heute Fische in der Größe eines zweizentigen Schweines.

16. Aug.: wieder Fische. Heute wurde der erste Hammel geschlachtet. Nachmittags ließ uns der Kapitän mustern.

17. Aug.: schönes Wetter. Ein Schwein wurde geschlachtet.

18. Aug.: vortrefflicher Wind. Es ging wie auf einer Eisenbahn: je stärker das Schiff läuft, je weniger Bewegung. Wieder Fische.

19. Aug.: guter Wind. Schlechter Appetit, zum Essen wie zum Trinken; konnte weder Wein noch Branntwein riechen. Fische von 10—12 Fuß Länge, Dicke des Leibes wie eines Ochsen, zeigten sich uns, verschwanden aber bald.

20. Aug.: schönes Wetter, kein Wind. Das Meer glich einem stillen, ruhigen See. Wir sahen wieder gleich große Fische, sie wurden aber wegen dem Spektakel gleich nicht mehr gesehen.

21. Aug.: morgens kein Wind. Wir blieben auf gleicher Stelle. Auf den Abend starker Wind, die ganze Nacht Sturm, eine unruhige Nacht.

22. Aug.: kein Wind. Langweilig. Wegen letzter Nacht befanden sich viele unwohl.

23. Aug.: schönes Wetter, aber es geht nicht vorwärts.

24. Aug.: sehr schönes Wetter, guter Wind. Das Schiff läuft im Galopp, so daß die Wellen, welche es durchschnei-

det, aufs Matrosendeck peitschten. Ganze Schwärme Fische, nahe beim Schiff.

25. Aug.: starker Wind. Man kann nicht kochen, noch mit Bleistift etwas schreiben. In der Nacht Sturm, so daß von den Wellen, die es über das Schiff schlug, das Wasser bis vor unser Bett kam. Die Matrosen hatten nicht geschwind genug zugemacht. Wir glaubten, das Schiff müsse zertrümmern, wie es an die Wände schlug.

26. Aug.: guter Wind, aber Riesel und Regen. Man muß eingekerkert unter Verdeck bleiben. Es geht wie über Berg und Tal. Man kann nicht kochen; Käs, Schnaps und Wein ist unsere Küche, den Kleinen ungesalzenen Zwieback.

27. Aug.: schön. Man kann wieder kochen. Seeschwalben begleiten uns. Abends vier Uhr erwarteten wir Sturm; Weiber und Kinder mußten hinunter, wir Mannsleute halfen den Matrosen, die Segel einziehen und ändern, wobei man sich aber in acht nehmen und sich geschwind bücken muß, damit einem die großen Wellen nicht den Kopf verschlagen.

28. Aug.: schön, kein Wind, desto mehr nachmittags. Nachts 11 Uhr fing es an zu stürmen. Um 12 Uhr vereinigten sich Koch- und Nachtgeschirr und alles, was nicht fest angebunden war. Die Wellen schlug es wieder bis vor unsere Betten, dreimal, bis zugemacht wurde. Es war eine schreckliche Nacht, aber doch war niemand verzagt. Das Stürmen und Toben des Windes, das Zerreißen einiger großer Segel, welche man nicht früh genug eingezogen hatte, und das Gebrüll der Matrosen machten furchtbaren Lärm. Ich ging etwa eine Viertelstunde auf das Deck, um das Schauspiel zu sehen, und wäre länger geblieben; aber ich glaubte, die Maste würden brechen, und da wollte ich mich unnötiger Gefahr nicht aussetzen. Wellen kamen wie Schneeberge an das Schiff und schlugen an die Wand und übers Verdeck, daß man glaubte, es sollte nicht widerstehen können.

29. Aug.: stürmisch. Alles war unwohl und blieb in den Betten. Es wurde nicht gekocht und wenig gegessen, und wer aufs Verdeck ging, kam naß herunter.

30. Aug.: schön. Erholungstag, aber kalt. Viele Fische und Vögel. Gestern begegneten uns Schiffe, welche ganz ihre Segel verloren hatten.

31. Aug.: Sturm bis nachts 10 Uhr. Der böseste Tag von allen. Ein mühevoller Monat ist überstanden.

1. Sept.: gestern wäre ich lieber in Basel gewesen. Heute sahen wir Trümmer eines Schiffes vorbei schwimmen.

2. Sept.: kein Wind. Zwei Schiffe nahe bei uns.

3. Sept.: bis Mittag wegen Regen eingesperrt. Abends 7 Uhr wurde ein Fisch mit der Harpune gefangen, wog 120 Pfund, war im ganzen, im Speck und Fleisch und Eingeweide wie ein Schwein beschaffen, der Kopf auch. Er hatte auf jeder Seite 80 spitzige ineinandergehende Zähne, die bloß eineinhalb oder zwei Linien lang waren. Der Fisch wurde an die Luft gehängt und 3 Tage nachher gegessen. Sein Gehirn wog 2 Pfund, so auch sein Herz. Ich könnte noch viel von demselben schreiben, allein die Zeit erlaubt es mir jetzt nicht.

4. Sept.: guter Wind.

5. Sept.: schwacher Wind. Wir hatten wieder einen gleichen Fisch angespießt, aber der Stiel der Harpune brach, und wäre das Eisen nicht an einem Seil angebunden gewesen, wäre es samt dem Fisch verlorengegangen.

6. Sept.: wir fuhren mit 29 aufgespannten Segeln und sehr gutem Wind.

7. Sept.: abends und nachts Sturm.

8. Sept.: war wieder alles unwohl; doch da Heu und Gras zu schwimmen kam, lächelte alles gleich. Letzte Nacht schlug es 3 Fässer leere Weinflaschen um, daß nicht eine ganz blieb. Faule Erdäpfel, Nachtgeschirr, Pfannen und Kochgeschirr mischte sich, wie es bei Sturm zu gehen pflegt. Man könnte mit den Koffern Schlitten fahren, wenn sie nicht angebunden wären.

9. Sept.: schön, guter Wind. Wir hoffen, bald Land zu sehen. Nachmittags kam ein Pilot zu uns.

10. Sept.: morgens 6 Uhr sahen wir, Gott sei Dank, Land, das Land unserer Hoffnung. Gott erhalte uns wie bis dahin gesund. Gestern waren wir bis spät in die Nacht fröhlich und wollte kein Schlaf in unsere Augen kommen. Wir gedachten auch Euer und redeten darüber, wie unschicklich es gewesen war bei unserer Abreise, aber ohne unsere Schuld, von wegen Schwager Unholz, daß er auf solche Art uns noch begleiten

mußte. Ihr wißt schon warum (weil er auf seinem eigenen Gefährt hinten aufsitzen mußte). Wir danken ihm und Euch Freunden allen nochmals für all das Gute, so Ihr an uns getan. Nachmittags zwischen 3 und 4 Uhr kamen wir bis eine Stunde von der Küste. Der Anblick dieser Gegend ist prachtvoll; unsere Augen konnten sich nicht satt sehen; ich habe sehr viel darüber aufgeschrieben, welches ich Euch einst schreiben werde. Halb 6 Uhr legten wir einen Anker von 60 Zentnern. Die ganze Nacht war die Gegend beleuchtet; es hat sehr viele Leuchttürme und einen Telegraph, welcher sogleich unsere Ankunft meldete.

11. Sept.: morgens waren wir mit etlichen 30 Piloten umgeben, welche die Felsen und Sandbänke aufsuchten. Wir hatten keinen Wind, weswegen uns ein Dampfschiff nach langem Markten, indem der Kapitän demselben 65 Dollars bezahlen mußte, in das Eiland führte; sonst wären wir nicht so bald in den Hafen gekommen.

Wir mußten bis den 12. September morgens vor Anker liegen, wo bei einem Zollhaus vorher alles visitiert wurde und wir erst alsdann in den Hafen von *New York* und landen durften. Tags vorher wurden wir von einem Schiffsarzt gestellt, aber es befand sich von allen, welche auf dem Schiff waren, nicht eines krank und ist keines geworden noch gestorben. In *New York* war es ein Treiben, Bauen, Fahren und Gewühl von Menschen, Schiffen, kurz, daß einem fast Sehen und Hören verging, indem es dort mehrere 1000 Wagen nur zum Auf- und Abladen braucht, ohne die vielen tausend andern Gefährte aller Art. Kurz, es ist eine schöne Stadt, aber es gefiel uns nicht. Zufällig hatte mir Herr Bernoulli an seinen Herrn [Sohn?] eine Empfehlung mitgegeben, worauf dieser gleich mit mir kam und bei der ersten Bahnlinie von *New York* bis *Pittsburgh* accordierte um den niedrigsten Preis, der hier bezahlt wird, und mich dadurch vor Betrug schützte. Ich statte seinen Eltern meinen Dank ab.

Samstag morgen 6 Uhr präzis fuhren wir per Dampfschiff und nachher Eisenbahn in 5 Stunden nach *Philadelphia*, etwa im ganzen 35 Stunden. Hier konnten wir uns erholen, indem wir sehr gut versorgt waren und die Eisenbahn erst morgen von

hier abfährt. Dem Fritz haben wir nochmals geschrieben, daß ich mich einige Wochen in Cincinnati aufhalten und dort ein Logis mieten werde, welches wie die Lebensmittel wohlfeil sein soll, und ihm dort ein Haus angewiesen, wo er uns erfragen soll. Kommt er die ersten zwei Wochen nicht, so kann ich um wenig Geld nach St. Louis reisen um ihn zu erfragen; auch werden wir ihm durch die Zeitung unseren Aufenthalt melden, welches hier das sicherste ist. Wenn Fritz auch nach New York gekommen wäre, hätte er uns unmöglich in diesem Gewühl von Menschen ausfindig machen können. Meine beiden Neveux werden ihren Eltern von Pittsburgh schreiben, auch habe ich Herrn Löw und die andern guten Freunde nicht vergessen, und werde ihnen von Cincinnati einen Brief schreiben. Hier in Philadelphia logiert man sehr gut. Viele herzliche Grüße von uns allen an Euch Freunde und Geschwisterte insgesamt. Auch werden wir Euch wieder schreiben, wenn wir einen bestimmten Platz haben und Euch eine Adresse von uns schicken können. Auch grüßt uns Rosenmund, Bäcker in Liestal, und seine Familie. Lieber Schwager, trinkt ein Pfist für mich bei Herrn Löw, wie bei Herrn Schaub, welche mit nach Bourglibre kamen um Abschied zu nehmen. Es grüßt Euch in Freundschaft

J. Rosenmund, Metzger.

Nachschrift der Anna Katherina Rosenmund-Gysin:

P.S. Liebe teure Geschwisterte!

Wir hatten bis dahin zu danken, daß der liebe Gott uns auf unserer Reise so gesund erhalten hat. Es hat keines von uns noch lange Zeit gehabt. Wir vertrauen uns immer dem lieben Gott, daß er uns sowie Rudolf und Jean unsern Bestimmungsort weisen werde; darum sind wir nicht verzagt. Als wir gegen den Hafen landeten, wünschten wir Euch bei uns oben auf dem Verdeck; die Freude über die schöne Aussicht war unaussprechlich, teure, liebe Geschwisterte! Das Beschwerlichste auf unserer Reise war unser Gepäck, wir haben unser Fleisch noch alles im Überfluß. Wir hatten dreimal Kaffee gemacht, dann widerstand er uns. Wir behelfen uns morgens

mit einem Schnaps; einige Zeit konnten mein Mann und ich keinen Wein trinken. Das Geköch von Mehl schmeckte uns vortrefflich, auch von Eiern. Wir hatten einen Sonnenschirm gegen Würste gekauft. Das Kathrinli läßt seine Freundin Bohni sowie Unholz tausendmal grüßen und wünscht sie in seiner Nähe zu haben.

2. Brief des Johannes Rosenmund-Gysin

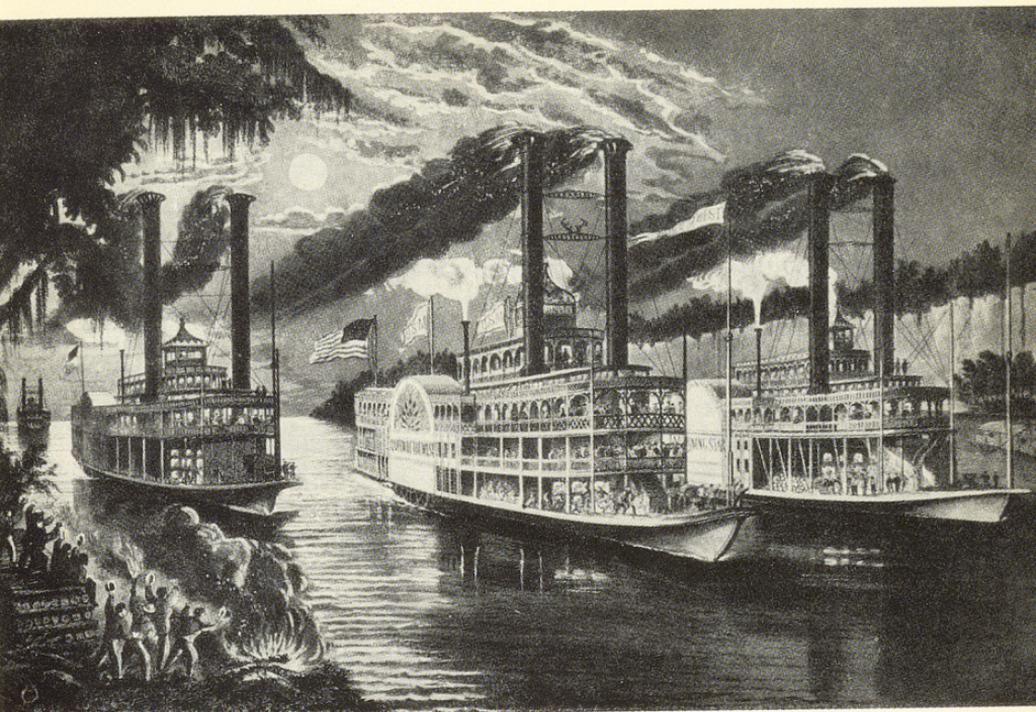
Pittsburgh, Pennsylvania, den 9. Oktober 1845

Werthe Schwäger, Verwandte und Freunde!

Wir wünschen herzlich, daß diese Zeilen Euch in guter Gesundheit antreffen mögen. In der Hoffnung, daß Ihr meinen Brief von Philadelphia, datiert den 14. September 1845, werdet empfangen haben, fange ich von dort an, Euch unsere Reise bis hierher zu erzählen.

Wir waren entschlossen, unsere Reise nach Cincinnati fortzusetzen, um dort über den Winter zu bleiben, weil dort alles sehr wohlfeil sein soll, bis uns eine Gelegenheit anging. Den 15. September 1845 fuhren wir auf der Eisenbahn bis *Columbia* (150 engl. Meilen). Hier muß ich bemerken, daß unser vieles Gepäck auf der ganzen Reise mir sehr lästig und mit vielen Kosten verbunden war, und zudem ist hier alles wohlfeiler als in Basel. Hier fuhren wir über mehrere sehr hohe Berge, auf welchen Maschinen angebracht sind, welche immer 3 Wagen hinaufziehen und auf der andern Seite hinunter lassen, und das sehr schnell, öfters ging es allein bergab, allwo wir ohne Lokomotive fuhren, öfter traf es sich, daß Pferde angespannt wurden, so daß solche immer Galopp laufen mußten. Wir fuhren an den fürchterlichsten Abgründen vorbei, ohne daß sich nur eines fürchtete, auch ging die Bahn oft über schöne Brücken. Den gleichen Tag kamen wir in Columbia auf einem Kanal auf ein Schiff, welches mit vielem Kaufmannsgut beladen war, und wo wir sehr eingeschränkt auf Ballen und Kisten des Nachts schlafen mußten und morgens müder waren als am Abend zuvor. Dessen ungeachtet waren

wir fröhlich und sangen wie die Vögel im Hanf, welches unsere Reisegefährten sehr erfreute. Des Morgens gingen wir an Land, um Äpfel aufzulesen und wilde Trauben zu holen und an den Schließen Brot, Milch, Butter, Eier und was wir sonst noch nötig hatten, einzukaufen. Auch hatten wir auf dem Deck die Gelegenheit, die Gegenden zu betrachten, wovon uns einige gefielen, die meisten aber nicht, indem der Kanal durch die gebirgigsten Gegenden führt. Zu diesem Schiff gehörten 4 Pferde, wovon 2 auf einem schönen Weg neben dem Kanal das Schiff ziehen mußten und die zwei andern vorne im Stall blieben; sie mußten Tag und Nacht arbeiten und wurden alle 4 Stunden gewechselt. Freitag abends den 19. kamen wir in *Holderysburg* [Hollidaysburg?] an und hatten das Glück, in einem sehr guten Wirtshause zu übernachten, bis wir morgens nach dem Frühstück wieder auf eine Eisenbahn kamen. Da ging es wieder, wie es hier zu gehen pflegt, über Berge und Hügel und im Rank herum, oft ohne Schienenwege über Straßen und Brücken, ohne nur einen Mann wachhabend anzutreffen, wie es bei der Basler Eisenbahn alle Minuten einen zu sehen gibt, und gefahren wird, daß das Feuer davon fliegt, ohne sich zu bekümmern. Den Abend kamen wir dennoch, Gott sei Dank, glücklich und gesund in *Johnstown* an. Hier kamen wir auf den Abend an, als eben das Schiff, auf welches wir wieder mußten, eingeladen wurde. Man bestimmte uns die Zeit der Abfahrt nicht, und wir mußten auf unsere Kisten und Säcke acht haben; deshalb ersuchte ich den Kapitän, uns einen eisernen Ofen zu geben, damit wir, bis das Schiff geladen sei, im Hofraum kochen könnten. Ich holte sogleich Fleisch, welches 1 Btz. nach unserem Geld das Pfund kostete. Wir rüsteten ein gutes Mahl im Freien, auch gab es hier gutes Bier und Cider, welches uns schmeckte. Nach dem Essen kam ein Gewitter, und wir gingen in ein Magazin, um zu warten, bis ungefähr 10 Uhr nachts, da wir ins Schiff konnten, welches so voll geladen war, daß unsere 18 Personen sich kaum rühren konnten. Ich fing an, die Kisten und Koffer besser zu ordnen, damit wir mehr Raum erhielten. Ich erhitzte mich sehr und trank schnell frisches, aber schlechtes Wasser, worauf ich mehrere Tage sehr stark den Husten bekam, so daß wir besorgt wa-



Dampfschiffe auf dem Mississippi um 1840 (zeitgenössischer Druck)

ren, ich habe mir die Auszehrung angetrunken; doch Gottlob, ich fühle mich wieder gesund, und mein Husten ist verschwunden. Hier befand sich eine Frau mit mehreren Kindern, welcher ihre ganze Habe auf die Seite gekommen ist, daß sie nichts mehr davon erfuhr und nun im Elend sitzt. Wir mußten ungefähr den halben Weg bergauf und dann bis Pittsburgh wieder hinunter fahren, nämlich solches verhält sich so: Man kommt zum Steigen oder Fallen in Schließen, in welchen man 20—30 Fuß höher oder tiefer zu steigen kommt und so trifft man oft mehrere in Zeit einer halben Stunde an, welches aber die Fahrt sehr verlängert. Wir fuhren auch über eine schöne große Brücke, auf der einen Hälfte fuhr das Schiff darüber und auf der andern Wägen, oben darauf war zu beiden Seiten in der Höhe ein Weg für die Fußgänger und zudem noch schön gedeckt. Des Nachts werden die Schließen durch Trompeten angezeigt, daß ein Schiff ankommt, und große Laternen hindern das Zusammenfahren der Schiffe. Noch muß ich bemerken, daß wir eine $\frac{1}{4}$ Stunde unter einem großen Gebirg hindurch gefahren sind, wo wir warten mußten, bis das Schiff, welches gegen uns kam, hindurch war, der Berg war nur gemauert am Anfang und Ende, hingegen in der Mitte war es bogenartig von den Felsen gesprengt. Überhaupt sieht man hier Menschenwerke, davon noch keine in Europa existieren und alle erdenklichen Säge-, Mehl-, Öl- und Papiermühlen werden mit Dampf getrieben, sogar Gerbereien und alles mögliche. — Diese Eisenbahn ging mehrmals unter großen Gebirgen hindurch, so daß es ganz finster wurde. Hier aber fuhren sie sorgfältiger als hinter Paris.

Rudolf und ich hatten uns in Le Havre sehr schöne Doppelflinten gekauft. Ein Kapitän gab einem seiner Burschen den Auftrag, sie uns zu stehlen. Da wir aber gut Wache hielten, mußte derselbe unverrichteter Sache wieder abziehen, und wir versorgten sie nur noch besser, mit dem Bemerkten, daß das erste Mal, so er sich unterstehen würde, sich unserem Gepäck zu nahen, eine Lektion auf ihn warte. Überhaupt waren wir immer für uns und hielten dergleichen Vögel im gehörigen Zaum. Es ist uns bis dahin noch nichts abhanden gekommen. Auf der Eisenbahn fuhren ganze Wagen voll Schweine,

Schafe und Kälber an uns vorbei, welche nach der Stadt Philadelphia geführt wurden, sowie geladene Schiffe, welche in drei Teile auf drei Wagen auseinander können gemacht werden. Auf der kurzen Reise von New York bis Pittsburgh fände man genug, um ein ganzes Buch voll zu schreiben.

Philadelphia ist die schönste Stadt in Amerika und auch schöner als Paris. In *Pittsburgh* angelangt Dienstag, den 23. September 1845, gingen Rudolf Althaus und mein Manuel zu Herrn Anderegg, um ihre Briefe an ihn abzugeben. Es war in der Mittagszeit, und ich war im Begriff, auf ein Dampfschiff nach Cincinnati zu accordieren, um uns hier nicht lange aufzuhalten — als beide Knaben hastig gesprungen kamen und uns die erfreulichste Nachricht brachten, daß unser Fritz bei Herrn Anderegg sei und mit ihm sogleich kommen werde, daß er, um uns entgegenzukommen, gestern abend hier angelangt sei und heute schon einen Brief nach New York geschickt habe um zu erfahren, ob wir schon gelandet hätten. Gott sei Dank, unser sehnlichster Wunsch wurde unverhofft erfüllt, und durch dessen göttliche Leitung kamen wir gesund und wohl zusammen. Ich war eben im Begriff, seinen Aufenthalt durch die Zeitung in Erfahrung zu bringen und ihn darin wissen zu lassen, wo er uns finde. Herr Anderegg wies uns ein Wirtshaus an, wo wir logieren konnten. Da blieben wir bloß eine Nacht, indem Herr Anderegg uns des andern Tags in sein Haus führte und uns ein Logis gab, wo wir unsere Haushaltung selbst besorgen konnten, weil das Logieren in Wirtshäusern zu kostspielig ist. Wir blieben bis 1. Oktober 1845 bei ihm, weil wir kein Logis bekommen konnten, denn es sind hier über tausend Häuser abgebrannt und werden jetzt aber wieder noch mehr erbaut. Deswegen dachten wir hier zu bleiben, um auch etwas anzufangen, indem durch das viele Bauen großer Verkehr hier ist und die Lebensmittel, hauptsächlich Brot und Fleisch wohlfeil sind. Nun haben wir ein gutes Häuschen mit vier Stuben, mehr Platz als in Basel, gemietet, und wenn wir nur einige Tagelöhne verdienen, können wir ganz sorgenfrei leben. Wir haben 20 Zentner der besten Steinkohlen für einen Dollar ins Haus geführt bekommen; alles bedient sich hier derselben, sie stinken nicht wie die

europäischen und geben helle Gasflammen von sich. Holz braucht man nur zum Backen und Bauen. Ein Klafter des besten Holzes kostet nur 9 Schweizerfranken.

Rudolf Althaus und Johann Gysin haben Arbeit bekommen, jeder auf seinem Beruf, der Fritz in einer Apotheke, der Manuel bei einem Metzger. Wilhelm und die andern haben auch ihre tägliche Beschäftigung, und wir werden einstweilen hier bleiben. Herr Anderegg zeigt sich sehr freundschaftlich gegen uns und die deutschen Familien überhaupt. Die Amerikaner sind hier auch besser als in den Seestädten. Nicht eines von der ganzen Familie hat lange Zeit und wünscht sich daher keineswegs in die weiße Stinkgasse zurück. Auch ist hier Friede und nicht Zank und Krieg. Übrigens leite ich niemand an zu kommen; ich bin auch nicht aus Mutwillen gegangen, und demjenigen, welcher seinen Verdienst zu Hause hat, würde ich dennoch raten zu bleiben, wo er ist, indem eine solche Reise mit viel Sorgen und Mühe verknüpft ist und die großen Städte so bevölkert sind wie in Europa, so daß man nicht auf Arbeiter wartet. Weil mir aber noch alles neu ist und ich selbst noch nichts Bestimmtes habe und die Verhältnisse selbst noch nicht kenne, so kann ich auch noch nicht zu- noch ab-raten.

Der Fritz und ich haben unsere Wechsel noch nicht angegriffen, und wir haben noch Geld genug, um im bösesten Fall ein halb Jahr zu leben und etwas abzuwarten, ehe man sich eine Farm kauft. Ich habe eine gesehen von 160 Acres, 3 Stund von hier mit dem schönsten Haus, Keller, Stallung, Scheune, Milchhaus, alles eingegrenzt und mit Obstbäumen und gutem Land um den Preis von 13 000 Franken. Aber mein Geld ist doch etwas zu kurz, und nach Basel konnte ich nicht langen, wiewohl der Mann es auf 3 Jahrestermine verkauft hätte. — Ich werde mich noch besinnen bis im Frühjahr; vielleicht reisen wir noch 600 Stunden tiefer ins Land, wo eine neue Stadt angelegt wird, und wo es Fritz gefiel . . .

Wir grüßen Euch, Freunde, Schwäger und Verwandte, vergebst auch den Carl Rosenmund in Liestal nicht, er war auch mein Freund. Nochmals unsere herzlichsten Grüße an alle Verwandten und Freunde.

3. Brief des Johann Friedrich Rosenmund

Pittsburgh, Pennsylvania, den 9. Oktober 1845

Teuerste Freunde! herzlich geliebte Familie, liebster Vetter!

Ich habe meine Eltern und Geschwister hier in dieser Stadt alle Gott sei Dank in guter Gesundheit wieder gefunden. Ihr könnt Euch denken, welche Freude es mir gewährt, Euch durch diese wenigen, doch bedeutenden Worte aus den Zweifeln und Vermutungen zu ziehen, in welchen Ihr über unsere Lage sein werdet. Die wunderbare Art wie ich sie angetroffen, werdet Ihr weiter unten finden, da ich Euch von Anfang erzählen will, wie es mir, seitdem ich in diesem Lande bin, ergangen ist. Meinen Brief, in welchem ich meine Seereise schilderte, werdet Ihr nun wohl empfangen haben, und ich will daher mit meiner Reise von New Orleans beginnen.

Den 12. Juni 1845 verließ ich *New Orleans* mit dem Dampfboote «*Missouri*», dem größten, welches auf dem Mississippi geht. Die Entfernung bis St. Louis beträgt 1400 Meilen (16 Meilen sind 5 Stunden), und die Fahrt kostet mich 3 Dollar (à 37½ Batzen). Die amerikanischen Dampfboote sind ganz anders gebaut als die europäischen und sehen schwimmenden Häusern nicht unähnlich. Unten ist der Schiffsraum, wo die Waren eingeladen werden; oben über dem Wasser in der Vorderseite des Schiffes ist die Maschine, im Hinterteil ist Raum für die Deckpassagiere, zu welchen auch ich mich zähle. Das erste Stockwerk bildet die Kajüte, welche prächtig ausgestaffiert ist, und ganz oben auf dem Dach, auf welchem man herumspazieren kann, ist noch eine Hütte, von wo aus das Steuerruder gelenkt wird. Es gibt Dampfboote, welche nur ein Rad haben, das hinten angebracht ist.

Da man mir in New Orleans gesagt hatte, daß die Reise nur 3—4 Tage dauern würde und alle paar Stunden gelandet würde, um Proviant einzunehmen, so nahm ich weiters keine Lebensmittel mit. An diesen Landungsplätzen wurde ich jedoch so überfordert, daß ich froh war, mich einer Liestaler Familie namens Wöchlin anschließen zu können, welche noch Lebensmittel vom Seeschiff bei sich hatten. Diese Leute waren

8 Tage vor uns in Le Havre verweist und doch erst den gleichen Tag in New Orleans mit uns angekommen.

Auf dem Boote waren eine Menge Schiffsbuben und Lumpengesindel, welche die neuen Einwanderer immer begleiten, um sie zu berauben und zu bestehlen; da wir gewarnt worden waren, nahmen wir uns vor diesen Kerls in acht. Des Nachts wachte immer die eine Hälfte von uns, während die andere schlief. Es ist schon oft geschehen, daß sie Kisten und Koffer aufgebrochen und durchsucht und mit dem, was ihnen nicht angestanden, in den Fluß geworfen haben. Diese Kerls sind sogar so frech, Kisten, auf denen man schläft, anzuschneiden und auf diese Art ihren Raub zu begehen. Haben sie ihren Fang gemacht, so gehen sie am ersten Landungsplatz davon, und der Betrogene kann ihnen und seiner Habe nachsehen. Neuangekommene sollen es sich in diesem Lande zur Hauptregel machen, jeden für einen Betrüger anzusehen, bis sie sich genau überzeugt haben, daß er es nicht ist. Es gibt viele, die sich als gute Freunde usw. aufdrängen, bis sie mit ihren guten Worten und langen Fingern die Leute um ihr Geld gebracht haben. Es ist hier ein jeder auf sein eigenes Selbst angewiesen und kann sich nicht auf die Hilfe anderer verlassen. «Hilf dir selbst» ist das allgemeine Sprichwort, das einem überall entgegen tritt, und welches für neue Einwanderer, die ohne Verwandte und Bekannte hier ankommen, oft eine schwierige Sache ist.

Vor den Irländern, deren es hier eine Menge gibt, muß man sich auch sehr in acht nehmen; sie sind Streit- und Zank-süchtig im höchsten Grade. Auf dem Dampfboote fing ein irisches Weib mit einer Liestaler Frau Händel an wegen dem Kochen und schlug ihr die Pfanne aus der Hand; deren Mann stieß sie zurück und empfing dafür eine Ohrfeige ins Gesicht, welche er geduldig annahm, weil hier mit den Weibern wenig anzufangen ist. Alles schien nun ruhig zu sein. Am Abend saß der Mann auf einer Kiste, ohne weiter an etwas zu denken, als ein Irländer kam, der mit dem anderen Weibe Bekanntschaft hatte, und ihm im Vorbeigehen eine auf den Kopf versetzte, daß er auf den Boden hinfuhr und fast nicht mehr aufstehen konnte.

Wir erfuhren nachher auch, daß der ganze Lumpenchor des Nachts einen allgemeinen Angriff auf uns beabsichtigte, wahrscheinlich aus Ärger, daß keiner nichts von uns gefischt hatte. Wir rüsteten uns, um sie gehörig zu empfangen. Wir luden einige Pistolen; Messer und ein großer Dragonersabel wurden hervorgezogen; da ich keine andere Waffe hatte, so nahm ich mein Rasiermesser zu Handen. So erwarteten wir den Angriff, welcher aber glücklicherweise nicht erfolgte; es hätte sonst einen blutigen Auftritt geben können. Wir blieben die ganze Nacht miteinander unter den Waffen und waren froh, am andern Tag abends nach einer sechstägigen Fahrt in *St. Louis* anzukommen.

Ich nahm sogleich meinen Koffer auf den Rücken und nahm, da es bereits dunkel war, im ersten besten Wirtshaus, das ich finden konnte, Quartier. Eine Schlafstube, welche einer Räuberhöhle nicht unähnlich sah: es waren 10 Betten darin aufgeschlagen, die mit Menschen von nicht ganz sauberem Aussehen besetzt waren. Daß ich bei diesen Umständen nicht ratsam fand zu schlafen, könnt Ihr Euch wohl denken. Das Gepolter der Ratten, welche in Compagnien auf- und abmarschierten, verursachte mir große Kurzweil. Den andern Morgen war ich frühzeitig auf den Beinen, ein ander Logis zu suchen. Ich traf eine Frau aus dem Kanton Basel an, die ich früher schon gekannt hatte, welche mir Kost und Wohnung geben wollte, die ich gerne annahm. So lange ich in *St. Louis* war, wohnte ich bei ihr und bezahlte ihr $1\frac{1}{2}$ Dollar pro Woche. — *St. Louis* ist eine schöne große Stadt, die Häuser sind alle aus Backsteinen gebaut, welches sich sehr schön ausnimmt, die Straßen sind geräumig und regelmäßig. Nachdem ich acht Tage ausgeruht hatte, machte ich mich ans Werk, den Auftrag, den ich hatte — nämlich für meine Eltern Land zu kaufen — auszuführen. Aus den Erkundigungen, die ich zu diesem Zwecke eingezogen hatte, fand ich, daß dies eine höchst schwierige Sache sei. Der Eine riet mir diese Gegend als die beste, der Zweite eine andere, und ein Dritter schimpfte beide wieder aus. Einer rühmte eine Gegend für höchst gesund, der andere schalt sie als höchst ungesund aus, — kurz jeder sprach, wie er es seinen eigenen Interessen am besten fand.

Ich habe seither in Erfahrung gebracht, daß wenn einer sein Land verkaufen will, er es gewöhnlich in St. Louis oder anderen Landungsplätzen Leuten überträgt, die es den Einwanderern rühmen und anpreisen müssen, und wenn es dann verkauft wird, ihr Benefice davon haben. Schon manche sind auf diese Art in die Falle gegangen.

Nach vielen Erkundigungen beschloß ich, zuerst nach *Hyghland* (Heiland) zu gehen, über welches ich mich erinnerte, seinerzeit im «Volksbott» oder im «Heidenbott» eine sehr schöne Schilderung gelesen zu haben. Es soll auch, wie man uns in St. Louis versicherte, einer der gesündesten Plätze im Illinois — welches bekanntlich der ungesündeste Staat der ganzen Union ist — sein. Es liegt 30 Meilen von St. Louis. Zwei Liestaler, der Schmied Heinzelmann und der Maurer Woechlin, gingen auch mit. Da der Weg wegen zu vielem Regnen zu naß war, so nahmen wir die «Stage» oder Post, einen vierspännigen Kasten, in welchem 6 Personen knapp Platz haben. In Amerika braucht man nicht auf dem Postbureau einzusteigen, sondern es wird jeder Passagier in seiner Wohnung abgeholt und wieder hingeführt, wohin er es verlangt. Morgens fünf Uhr fuhren wir ab. Über den Mississippi fuhren wir auf einem Dampfboot, welches die Fähre vertritt. Der Fluß war auf dem andern Ufer an mehreren Stellen überlaufen, so daß die Kutsche oft bis an die Achse ins Wasser ging und die Pferde nur mit ungeheurer Kraftanstrengung durchkommen konnten. Nachdem wir dreiviertel Stunden gefahren waren, kamen wir in einem Wald so tief ins Wasser, daß es sogar in die Kutsche lief und wir weder Weg noch Steg mehr sehen konnten. Der Stagetreiber (Postillon) jedoch — wie es schien, an solche Abenteuer gewöhnt — machte kurzen Prozeß, stieg ab und hieb mit einer Axt das im Wege stehende Gebüsch zusammen, und nun ging's fort über Stauden und Stöcke durch dick und dünn, daß mir darob grauste, bis wir die Straße wieder fanden, von der wir abgekommen waren. Der Weg zog sich nun ein wenig in die Höhe, wo er etwas besser wurde.

Gegen Abend erreichten wir, halb lahm durch das Herumschlagen in dem vermaledeiten Postkasten, *Hyghland*. —

Im Helvetiahotel stiegen wir ab, wo ich meine Reisegefährten und Bekannte antraf. Hyghland ist ein Ort von 50—60 Häusern, welche zerstreut umher liegen und daher kaum das Aussehen eines europäischen Dorfes haben. Die Gegend ist wirklich sehr schön, große, ungeheuer lange Wiesen (Prairies) dehnen sich nach allen Seiten hin aus und sind meistens von Schweizern und Deutschen bewohnt. Der Acre davon ist zu 1¼ Dollar zu haben, jedoch ist beinahe kein Holzland dabei, ohne welches ein Bauer nicht sein kann. Wir besuchten mehrere von den Farmern. Bei den meisten steht die Armut Schildwacht. Der Preis ihrer Produkte, meistens Welschkorn und Weizen, ist so billig, daß sie den Erlös davon gerade brauchen, um sich Kleider daraus anzuschaffen. Es gibt manche, die jahraus jahrein keinen Cent im Hause haben. An Speise fehlt es ihnen übrigens nicht, welche besonders im Winter aus Speck, Korn und Brot besteht. Was den Gesundheitszustand betrifft, so ist er meiner Ansicht nach nicht der beste. Das Milchfieber, welches von vergifteter Milch herrührt, kommt hie und da vor. Mir wurde gesagt, daß das letzte Jahr eine ganze Familie daran gestorben sei. Das kalte Fieber ist sehr häufig, und besonders derjenige, der den Aufsatz im «Volksbott» geschrieben hat, liegt jedes Jahr beinahe den ganzen Sommer daran krank. Er hat, wie mir Bekannte von ihm sagten, in den paar Jahren, die er in diesem Lande ist, um 20 Jahre gealtert. — Seine so gepriesene Farm ist in einem sumpfigen Loch gelegen und hat ein sehr übles Aussehen. Ich kann nicht begreifen, wie solche Leute Dinge in die Welt hinausposaunen, die gar nicht bestehen, und wodurch Leute zum Auswandern angelockt werden, die zu Hause bleiben sollten und nun dadurch ins Unglück gestürzt werden.

Ich besuchte während der Zeit einmal das Theater (sage Theäterchen), das die Gebrüder Köpfli von Luzern dort eingerichtet haben, welche das Stück «Der Quartierzettel» selbst aufführten. Diese Herren haben dort ungeheuer viel Land und tun alles mögliche, um Hyghland zu vergrößern, was jedoch hart halten wird, da Hyghland zu weit abgelegen ist. Nach einem 6tägigen Aufenthalte, während welchem ich mich genau über alles erkundigt und gefunden hatte, daß dieser Ort

nicht für uns geeignet sei, kehrte ich wieder nach St. Louis zurück, den einen meiner Gefährten, Heinzelmann, fortlassend. Ich ging diesmal mit einem Bauer, welcher Waren dorthin führte. Der Weg war noch viel schlechter, und wir waren genötigt, große Umwege zu machen. Als wir ungefähr noch eine halbe Stunde vom Mississippi waren, konnte er mit seinen Waren nicht mehr weiter, da der Weg mannstief unter Wasser stand. Ich fuhr mit einem Kahn bis ans Dampfboot und kam glücklich in St. Louis an. Frau Comto, bei welcher ich meinen Koffer hatte, war gerade mit Ausziehen beschäftigt, da das Wasser im unteren Stock schon über 2 Fuß hoch stand und man ein ferneres Steigen befürchtete, welches aber unterblieb. —

Den 2. Juli 1845 machte ich mich auf den Weg nach *Hermann*, wo die Tschopp wohnen; den 4. Juli kam ich mit dem Dampfboot dort an. Ich wurde von einem Luzerner freundlich aufgenommen. Er bereitete mir eigenhändig Kaffee, welcher mir sehr gut schmeckte, da ich während der Fahrt nichts als Whisky, Käse und Brot genossen hatte. Da gerade an diesem Tage in ganz Amerika die Befreiung der Vereinigten Staaten gefeiert wurde, so blieb ich über Mittag dort, um die Feier auch mit anzusehen. Um 1 Uhr rückte das Hermanner Freibataillon an, bestehend aus einer Kompagnie Jäger von 20 Mann! und einer Schützenkompagnie von 25 Mann! nebst 6 Mann Musik. Alle waren ordonnanzmäßig bewaffnet mit Tschako von Karton und Säbel von Blech. Das Ganze hatte ein sehr einfältiges Aussehen und mahnte mich an die Basler Fasnacht. Sie zogen einige Male durch die zwei Straßen auf und ab. Vor dem Cordhaus (Rathaus) wurde Halt gemacht, ein paar Mal geschossen, aber die meisten der Gewehre gingen nicht los(!), der Oberst hielt eine Rede, und hernach ging alles auseinander. Zuschauer waren mit mir ungefähr ein Dutzend. Dieses gab mir schon einen Vorgeschmack von der Wichtigkeit Hermanns. Nachdem ich von meinem gastfreundlichen Wirte Abschied genommen, machte ich mich auf den Weg zu Tschopp's, welche ich nach einem zweistündigen Weg durch eine rauhe, bergige Gegend fand. Ich begegnete zuerst Eduard, welcher beschäftigt war, das Pferd aus den Kartoffeln

zu jagen. Er war über mein Erscheinen höchlich erstaunt und konnte fast gar nicht begreifen, wie ich zu ihm gekommen sei. Die ganze Familie war bald um mich versammelt, und nun ging's an ein Fragen über dieses und jenes, daß ich mit Antworten beinahe nicht folgen konnte. Es waren alle höchst erfreut, wieder jemanden aus Basel zu sehen. Wie ich bemerkte, waren sie nicht am besten daran, und besonders der Mutter kommt es sehr schwer vor, in diesen Waldhütten, welche jede Unbequemlichkeit enthalten, entfernt von Menschen ihr Leben zuzubringen. Ich muß gestehen, daß ein Leben in solch erbärmlichen Hütten nicht das angenehmste ist, und ich begreife gar wohl, daß Leute, die an eine vernünftige und bequeme Wohnung gewöhnt sind, sich in diesem Zustand nicht am behaglichsten fühlen können.

Da die Ernte vorüber war, so entschlossen sich die zwei ältesten Söhne, mit mir nach St. Louis zurückzukehren, um dort Verdienst zu suchen. Wir kehrten also miteinander nach Hermann zurück, wo wir genötigt waren, 8 Tage auf ein Dampfboot zu warten. Wenn ich je in meinem Leben lange Zeit ausgestanden habe, so war es hier. Die ganze Zeit konnte keiner vom Hause weg, da jede Minute ein Dampfboot kommen konnte und wir also immer in Bereitschaft sein mußten um einzusteigen. Wir hatten die ganze Zeit über nichts zu tun, als zu liegen, zu schlafen und zu essen. Letzteres bestand morgens aus Milch, die wir kauften, und Brot, mittags Milch, Käse und Brot und abends Tee und Brot. Des Nachts schliefen wir bei dem Farmer — von welchem die Tschopp ihre Farm gekauft hatten — auf dem Estrich. Bettwerk hatten wir hier keins und brauchten auch keines, da des Nachts wie am Tage eine erstickende Hitze herrschte. Den vierten Tag endlich wurden wir aus unserer Gefangenschaft erlöst durch die Ankunft eines Bootes. Obschon es der älteste Kasten war, der auf dem Fluße geht, so eilten wir doch, so schnell wie möglich darauf zu kommen, um dieses elende Nest aus den Augen zu bekommen. Doch hatte das Schicksal beschlossen, daß dies nicht so schnell gehen sollte, wie wir gewünscht hatten; denn kaum waren wir 10 Minuten gefahren, so erhielt das Schiff einen Stoß; wir waren auf eine Sandbank aufgefahren. Sechs

Stunden vergingen, ehe wir uns wieder losmachen konnten. Vierzehn Tage später zersprang an der gleichen Stelle der Kessel eines anderen Bootes, wobei 18 Personen ums Leben kamen, und um ungefähr die gleiche Zeit platzte ein Boot in New Orleans, auf welchem auch 26 Personen das Leben verloren.

In zwei Tagen waren wir in St. Louis.

Das früher anhaltende Regenwetter hatte indessen einer sehr drückenden Hitze Platz gemacht. In einer Woche fielen in Folge Sonnenstichs 14 Personen tot auf der Straße nieder, unter anderem auch ein braves 20jähriges Mädchen, welches mit mir übers Meer gekommen war; sie war mit einem Bekannten gekommen, um sich hier wegen ihren Eltern, die in der Nähe von Strasbourg zu Haus sind, umzusehen. Besonders viel Unbequemlichkeit verschafft hier im Sommer ein Hautausschlag, Prügelhitze genannt, womit die meisten Leute behaftet sind, und der besonders des Nachts unausstehlich brennt. Eine andere Landplage sind die Insekten und Wanzen, welche letztere hier ungemein häufig sind. Beide treiben ihr Unwesen des Nachts und richten die Menschen oft erbärmlich zu. Ich wußte lange nicht, woher ich des Morgens die Beine mit Beulen bedeckt hatte, bis ich endlich in Erfahrung brachte — oh glückliche Entdeckung! — daß dieselben von Wanzenstichen herrühren.

Ich war kaum einige Tage wieder in St. Louis, als ich beschloß, nach *Wisconsin* zu gehen, um dort zu sehen, ob ich etwas für uns ausfindig machen könne. Was mich hauptsächlich dazu bewog, war, daß das Klima dort viel gesünder sein soll als hier. Dieses Gebiet ist sehr im Aufblühen begriffen, und es wandern auch viel aus dieser Gegend dort hinauf. Die Entfernung ist ungefähr 600 Meilen. Milwaukee und Rossini [Racine?] am Michigansee wurden mir von einem glaubwürdigen Mann, der vor einigen Wochen selbst dort war, als vorzüglich schöne Gegend geschildert, was mir durch andere Berichte auch bestätigt wurde. Der nächste Weg ist den Illinoisfluß hinauf über Peru und Chicago, von wo man auf dem Michigansee nach einem der obigen Plätze fahren kann. Den 19. Juli schiffte ich mich wieder ein, die Fahrt war wie ge-

wöhnlich höchst langwierig. Unterhaltung hat man keine, die Aussicht begrenzt sich auf die am Ufer stehenden immerwährenden Wälder, hin und wieder sieht man ein paar Häuser, welche eine Stadt genannt werden. Am Abend des 3. Tages, ungefähr 180 Meilen vom Orte unserer Bestimmung, wurde Halt gemacht, und zwar aus dem ganz einfachen Grunde, weil wir nicht mehr weiter konnten. 3 Meilen oben an uns saßen schon 2 Dampfschiffe fest, die sich schon einige Tage bemühten, los zu kommen. Da unser Kapitän nicht in die gleiche Gefahr kommen wollte, so ließ er das Boot ausladen und setzte uns ans Land. Den andern Tag sollten wir auf einem Kielboote fortgestoßen werden; dieses Boot war einige Zoll tief mit faulem Wasser angefüllt, welches durch seinen Gestank den Aufenthalt unerträglich machte. Gegen Abend fanden sich eine so unerhörte Menge Muskiten ein, daß wir sie handvoll aus der Luft greifen konnten. Unter diesen Umständen war es nicht ratsam, auf diesem Boote zu übernachten. Wir gingen ans Land und zündeten ein großes Feuer an, um das Ungeziefer von uns zu halten. An Schlaf war nicht zu denken, Lebensmittel (Schnaps, Brot und Käs) hatte ich beinahe keine mehr. Um gutes Geld war in den elenden Hütten, die am Lande stunden, nichts zu haben. Das Flußwasser, von dem wir tranken, war schlammig und an manchen Orten mit grünen Schuppen bedeckt wie der Schützenmattenweiher. Sechs Tage auf diese Art zuzubringen, denn so lange würde die Fahrt gedauert haben, stellte ich mir gerade als keinen Spaß vor. Da war guter Rat teuer. Ich drehte mich auf dem Brett, auf dem ich am Feuer gelagert war, immer wieder um, ohne einen Ausweg finden zu können. Langsam strich mir die Nacht vorbei. Gegen Morgen war es mir, als hörte ich ein Dampfboot sich nähern. Es hatte sich wirklich eines von den zwei aufgefahrenen losmachen können und kam den Fluß hinunter. Mein Plan war schnell gemacht; ich wollte lieber zurück als meine Gesundheit einbüßen. Das Dampfboot landete, und ich eilte, so schnell wie möglich darauf zu kommen. Nach einer 3tägigen Fahrt war ich wieder in St. Louis.

Den 24. war ich abermals auf einem Dampfboot, welches den Mississippi hinauf nach Galena fuhr. Ich wollte von dort

aus nach Wisconsin gehen. Unterwegs änderte ich jedoch meinen Plan, einesteils weil es später wegen zu kleinem Wasser höchst schwierig werden konnte wieder zurückzukehren, andernteils hatte ich vernommen, daß in *Bloomington* gute Geschäfte für uns zu machen wären, wenn wir mit der Metzgerei anfangen würden. Ich machte daher an diesem Orte, 300 Meilen von St. Louis Halt. Nach einem Aufenthalt von 6 Tagen, während welchen ich mich genau über alles erkundigt und erfahren, was ich gewünscht, kehrte ich wieder nach *St. Louis* zurück, wo ich meine Eltern erwarten wollte, um ihnen dann alles genau mitzuteilen, was ich gesehen und gehört, und sie selbst wollte handeln lassen.

Da ich nun bis zu ihrer Ankunft noch zwei Monate zu warten hatte, so versuchte ich unterdessen, Beschäftigung zu erhalten, welches für einen Comptoiristen (ord. Schreibknecht) keine Kleinigkeit ist. Ich war in St. Louis ganz fremd, Empfehlungen hatte ich keine, wie sollte ich nun irgendwo eine Stelle bekommen. Ich wandte mich zuerst an einen Agenten, welcher allen Leuten Plätze verschafft. Ich bezahlte ihm einen Dollar dafür, daß er mich überall herumsprengte, ohne daß ich ein Unterkommen finden konnte. Man versprach mir überall, wenn etwas vorkäme, mich davon zu benachrichtigen. Größere Arbeit hätte ich wohl genug haben können, doch dazu hatte ich noch keine Lust. Ich beschloß, einen letzten Versuch zu machen; ich ging von einem Laden in den andern und erkundigte mich. Überall guter Empfang und böse Aussichten. Endlich erfuhr ich von einem Drogisten, daß ein Apotheker in *Belleville*, 4 Stunden von St. Louis, einen Gehilfen suche. Ich machte mich dahin auf den Weg und hatte das Glück, die Stelle zu bekommen. Er engagierte mich für 2 Monate, während welcher Zeit er am meisten zu tun hatte. Ich hatte keine große Arbeit und konnte oft ganze Tage für mich etwas lernen, Zeitungen lesen oder Ausflüge machen. Doch hatte ich 8 Dollar per Monat, freie Wäsche, ein hübsches Zimmer und vorzüglich gute Kost. Ich kann sagen, daß ich in den sechs Wochen, die ich bei ihm war, mehr Geflügel gegessen, als ich je in Basel gesehen.

Nach Verlauf von fünf Wochen, am 16. September, erhielt

ich einen Brief von meinen Eltern vom 19. Juli, worin sie mir schrieben, daß sie anstatt über New Orleans, wie verabredet, über New York gehen würden, und worin sie mir befahlen, dahin zu kommen, um sie abzuholen. Da der Fluß zu klein war, so hatte ich keine andere Wahl, als den Weg durchs Land zu machen. Ich nahm die Post. Den 16. verließ ich Belleville, den 18. war ich in Vincennes, Staat Indiana, den 19. in Louisville, Staat Kentucky. Von Louisville ging ich mit dem Dampfboot nach Cincinnati in Ohio, von da mit der Eisenbahn nach Xenia, von Xenia auf der Nationalstraße wieder per Post über Wheeling nach *Pittsburgh*, wo ich den 22. nachts spät anlangte. Die Strecke von St. Louis hierher beträgt 300 Meilen, die ich in 6 Tagen zurücklegte, und die mich gegen 30 Dollars (100 Schweiz. Btz.) kostete. Hätte ich zu Wasser mit Dampfbooten gehen können, so würde ich den Weg in der gleichen Zeit haben machen können, und die ganze Reise hätte mich höchstens 12 Dollar gekostet.

Ich beschloß, in *Pittsburgh* zu bleiben, bis ich eine bestimmte Nachricht von meinen Eltern hätte, um welche ich den Morgen nach New York schrieb. Ich hatte den Brief auf die Post getragen und ging noch zu Herrn Anderegg, welcher mich in sein Haus führte und mich freundschaftlich aufnahm. Ich war ungefähr eine halbe Stunde bei ihm. Er schlachtete einen Ochsen; ich war im Schlachthaus, um ihm zuzusehen, da hörte ich eine bekannte Stimme hinter mir sagen: «Do isch der Fritz!» Ich drehte mich um, und vor mir standen mein Bruder Emanuel und Rudolf Althaus. Sie und die ganze Familie waren soeben von Philadelphia auf dem Kanal angekommen. Ich gab Fersengeld und war in wenigen Minuten bei ihnen. Wir logierten den 1. Tag in einem Wirtshaus, hernach nahm uns Herr Anderegg bei sich auf, bis wir ein Logis gefunden hatten, welche hier wegen dem letzten ungeheuren Brande sehr rar sind. Wir bewohnen nun hier ein ganzes Haus mit 4 Zimmern, wofür wir 6 Dollars Zins per Monat geben müssen. Wir werden den Winter über und vielleicht für immer hier oder in der Umgegend bleiben, da die Verhältnisse für uns hier so günstig sind als irgendwo. Jeder von uns kann Beschäftigung erhalten, und wenn wir dann mit den Einrichtungen

und den Verhältnissen des Landes näher bekannt sind, werden wir selbst etwas anfangen.

Wertester Vetter!

Sie sehen aus Vorstehendem, daß es mir, Beschwerlichkeiten ausgenommen, die das Reisen mit sich bringen, nirgends böse gegangen ist, und ich sehe auch nicht vor, daß es mir übel gehen wird. Ich habe meine Wanderschaft mit Gott und um meiner Eltern willen angetreten und werde, so Gott will, Ihnen in wenigen Jahren wieder einen Besuch abstatten. Amerika ist nicht aus der Welt, und wenn es sein müßte, so kann man von hier aus über England ganz bequem in 3 Wochen in Basel sein. Wäre ich nicht voran, so wären meine Eltern mir nicht nachgefolgt, und was wäre aus uns geworden? Verdienst hatten wir keinen mehr, unser bißchen Vermögen würde von Jahr zu Jahr geschwunden sein, und was haben arme Leute draußen für ein Los, die Schwarzen haben es hier besser. Für den, der arbeiten will, fallen die Nahrungssorgen, das Quälendste, das ein Familienvater haben kann, hinweg. Ich kann arbeiten und scheue mich auch keiner Arbeit. Es ist hier kein Zwang wie draußen, der geringste Arbeiter wird nicht verachtet; er hat die gleichen Rechte wie der vornehmste Herr, er braucht sich nicht vor ihm zu bücken noch zu kriechen. Ich kann in ein Gasthaus als Kellner die nächste Woche eintreten und werde es tun, wenn sich bis dahin nichts Besseres für mich zeigt. Wenn ich ein wenig mehr bekannt sein werde, wird es mir leicht sein, etwas anderes zu finden. Mein Bruder Emanuel kommt zu einem Metzger, Wilhelm zu einem Schmied, jeder kann verdienen. Sebst Louis und Johann, wenn sie in die Lehre getan werden, bekommen noch Lehrgeld, anstatt daß sie wie draußen noch bezahlen müßten. Unsere Verhältnisse gestalten sich daher jetzt schon besser, als sie draußen waren. Meine Vetter Hans und Rudolf haben auch schon Arbeit, der eine bei einem Metzger und der andere in einer Messerfabrik.

Dessen ungeachtet würde ich es doch niemand raten, die Reise zu unternehmen, wenn er nicht aus größter Not dazu gezwungen ist. Wer es gut hat draußen, wer nur einigermaßen

sein Leben machen kann, der bleibe zu Hause. Es ist keine Kleinigkeit, sich von Freunden und Verwandten loszureißen, hier mitten unter fremden, teilnahmslosen Menschen sich Bahn zu brechen und hier mit schwerer Mühe und Arbeit zu verdienen, was sie draußen auf leichte Art sich verschaffen konnten. Ich hatte Gelegenheit, mehrere solche Leute kennenzulernen, die schönes Vermögen hereingebracht hatten und dasselbe auf irgendeine Art verloren; sie sahen sich hier einsam und verlassen, wünschten sich zurück. Der Weg war ihnen abgeschnitten, sie hatten kein Geld mehr. Sie verloren ihren innern Frieden und irren nun mit gebrochenem Herzen umher, ein trauriges freudloses Leben führend. Viele gehen nach Amerika, sie wissen nicht warum, sie haben nur die fixe Idee im Kopf: Amerika, Amerika! Sie träumen von goldenen Bergen, und wenn sie ankommen und sehen, daß in Amerika Boden ist wie draußen, daß die Sonne scheint wie draußen, daß es regnet wie draußen, so werden sie ganz verwirrt. Die einen kehren gleich wieder um, andere können das nicht und bleiben am ersten besten Ort sitzen, ohne zu wissen, was sie anfangen wollen. So war ein Mann auf unserem Schiffe. Er hatte Frau und ein Kind bei sich. Er war draußen Meister, hatte Arbeiter, denen er befehlen konnte, und nun war er da und wußte nicht, warum er nach Amerika gekommen. Er bekam Heimweh, wollte es mit Schnapstrinken ersticken und wurde beinahe verrückt. Als ich das letztmal bei ihm war, waren er und seine Frau krank im Bett.

Junge ledige Leute, denen der Rückweg offensteht, mögen es probieren, wenn sie starke Lust dazu haben, Amerika zu sehen; aber sie sollten nicht erwarten, das gleiche Vergnügen wie draußen zu finden. Geselliges Leben findet man hier keines, es lebt jedermann für sich. Die Wirtshäuser sind nicht eingerichtet wie draußen, daß man bei seinem Schoppen oder Seidel sitzen bleibt, so lange man will, sondern man trinkt sein Glas stehend aus und geht gleich wieder hinaus. Von Musik und Tanz habe ich noch gar nichts gehört.

Ich will nun meinen Brief schließen, indem ich Euch allen, liebe Verwandte und Freunde, meine herzlichsten Grüße übersende. Gott segne Euch alle für Eure liebe freundschaftliche

Güte, die Ihr mir von jeher erwiesen, und schenke mir die Gnade, Euch alle bei meiner einstigen Rückkehr in bestem Wohlbefinden wieder anzutreffen. Fritz

4. Brief der Anna Katherina Rosenmund-Gysin

Pittsburgh, den 10. November 1845

Meine herzvielgeliebte teuerste Geschwister!

Es wird Euch befremdet haben, daß Ihr von mir noch kein Schreiben erhalten habt, allein meine Umstände erlaubten es nicht. Als wir in Pittsburgh ankamen, wurden wir von Freude überrascht, als wir unseren Fritz erblickten, da wir schon im Begriff waren, unsere Reise nach Cincinnati fortzusetzen, und wir halten es für Gottes Leitung, weil er uns hier zusammengeführt, einstweilen auch hier unser Schicksal abzuwarten, so lang es Gott gefällt. Aber nach ein paar Tagen wurde ich krank. Wir glaubten nicht, daß es so lange dauern werde, sonst hätten wir es im letzten Schreiben bemerkt. Wir brauchten den Arzt, er kostet hier per Gang 1 Thaler, man ließ mir zu Ader, setzte mir Senfpflaster auf und schröpfte mich auf den blöden Rücken, welches mir unmenschliche Schmerzen verursachte. Nachher bekam ich einige Wochen den Durlauf, was mich so abgemattet hat, daß ich schier nicht stehen konnte. Endlich fiel mir ein, daß ich noch ein paar Kirschen hatte; Kathrina kochte sie mir, und das half mir. Den Brief schreib ich noch im Bett, aber ich hoffe, daß es mit der Hilfe Gottes alle Tage besser gehen werde. Oh, wie will ich Gott danken, wenn ich meiner Haushaltung wieder vorstehen kann.

Man macht hier keine «Buchene», man weiß nichts davon, denn man hat keine «Asche». Es wird alle Wochen gewaschen. Ich hatte im Bett viele Sorgen wegen des Verdiensts, aber Gott der Herr hat mir solche abgenommen. Mein Mann und Emanuel schlachten Schweine und machen Würste, und der Fritz verkauft sie in der Stadt. Der Wilhelm geht in eine Gießerei. Er verdient alle Wochen 3 Thaler; sein Herr hat ihm aber nächstens 4 Thaler in einer Woche versprochen, und so ist der

Verdienst schön für unsere Haushaltung. Wir haben viel mehr Verdienst als in Basel. Der Wein ist hier teuer. Jetzt trink ich alle Tage ein Glas; man darf wohl sein Glas Wein trinken, man hat auch geschwinder einen Thaler verdient als in Basel nur 5 Batzen. Gießereien und Glashütten hat es in Menge, welches alles durch Steinkohlendampf betrieben wird; es gibt aber auch Tage, wo man vor Dampf nicht die Häuser sieht.

In jedem Fall warten wir auf die Gelegenheit, ein Eigentum zu kaufen. Niemand von uns hat ein Ungewöhne; es ist, als wenn wir immer hier gewesen wären. Denke Dir, ein Metzger hat mit 14 Mann 260 Schweine geschlachtet; und so werden viele tausend Stücke geschlachtet; Lunge, Leber und Herz werden auf den Mist geworfen. So ist es auch mit den Ochsen. Ihr könnt nicht glauben, wie viel Fleisch auf den Mist geworfen wird. Morgens hat man Kaffee, gebraten Fleisch oder Würste, Anken, Apfelmost und mittags auch, des Nachts Tee; sie machen wenig Suppen, wir aber haben alle Tage unsere köstliche Suppe. Kleidermagazine und Schuhmagazine sollen sehr groß sein, ich habe noch nichts gesehen. Die Farmer haben es sehr gut, welche nah an der Stadt wohnen; solches Land ist zwar teuer, aber sie können auch alles auf dem Markt verkaufen. Sie lösen schwer Geld aus jeder Kleinigkeit. Man kann auf dem Markt haben, was man will . . .

Meine teure, liebe Schwester, so Du mit Gelegenheit mir ein Glätteisen schicken kannst, so versäume es nicht. Hier hat man alles französische, ich habe auch ein paar, aber ich kann nicht damit glätten. Hier braucht man gar viel Hemden wegen dem Steinkohlendampf. Auch hätte ich gerne ein paar Waffeleisen, so es Dir möglich wäre. Im nächsten Jahre wird jemand auf Besuch kommen und unsere Schuld abzahlen. Hier hat es auch Zuckerläden, aber es befindet sich nichts Gutes darin. Dich, liebe Bohnene, möcht ich ersucht haben, mir einige Rezepte zukommen zu lassen, z. B. wie man einen mürben Teig macht, weil ich darin gar nicht bewandert bin, Mandelfüllung in Tabakrollen, Bisquit, Torten, auch einen weißen Guß; ich glaube, daß ich damit etwas verdienen könnte, hier kauft man solche Sachen stückweis. Die Amerikaner sind gar Liebhaber von süßen Sachen. Wir haben durch einen Brief

vernommen, daß in Basel das Brot und die Erdäpfel sehr teuer sind. Ich bedaure alle, die Not leiden. Gott wolle ihre Speisen segnen.

Noch eins muß ich Dir melden: wie es bei einem Begräbnis zugeht. Man hat einen geschlossenen Totenwagen. Der Sarg wird nicht mit Tüchern bedeckt; man führt oder trägt ihn. Hintendrein folgen die Leidtragenden aus dem Trauerhause, welche schwarz gekleidet sind. Dann folgen die Weibsleute in gefärbten Kleidern, hernach die Herren. Und ist es wüst Wetter, so fährt man in 10 bis 15 Gefährten. Von meinem Zimmer aus sehe ich 3 Gottesäcker, auf welchen alle Tage 1 oder 2 Leichen zur Ruhe getragen werden. Es ist eine schöne Aussicht für mich. Nun haben wir das alte Jahr bald zurückgelegt; in kurzem haben wir das neue vor Augen.

Nun wünsche ich Euch, teuerste Geschwister und Schwäger, daß Euch der allmächtige Gott samt Euren lieben Kindern segnen möchte . . . Meine Kinder lassen Euch tausendmal grüßen. Gott der Herr lohne Euch für alles, was Ihr uns getan habt. Das einzige ist, daß wir so weit getrennt sind, aber mein Geist ist immer in Eurer Nähe. Es freut mich, daß ich alle Tage länger auf sein kann. Nun wisset Ihr, daß wir Gott sei Dank keinen Mangel mehr an Verdienst noch an Nahrungsmitteln haben. Jetzt lebet wohl in der Ferne und seid nicht bekümmert um uns. Ich grüße Euch, meine teuersten Geschwister sowie alle, die nach uns fragen. Gott sei mit uns!

Eure Schwester Rosenmund

*5. Brief des Johannes Rosenmund-Gysin mit einer Nachschrift
seiner Gattin Anna Katherina*

Pittsburgh, den 18. Februar 1846

Werteste Schwäger und Verwandte,

Wir können nicht unterlassen, Euch wieder einige Nachrichten zu erteilen. Indem wir schon einige Zeit vergeblich auf ein Schreiben von Euch warteten und bis jetzt noch nichts erhalten haben. Wir alle sind, Gott sei Dank, gesund und wohl

beieinander und haben nun eine halbe Stunde von Pittsburgh entfernt in der schönsten und fröhlichsten Gegend ein Häuschen, soviel als neu, mit vier Stuben, einer Kellerküche und Keller nebst einem Garten von 5500 Quadratfuß, in welchem sich eine Rebennallee befindet, welche für 16 bis 20 Thaler Trauben liefert und eine Zierde unserer Wohnung ist, indem man zur Sommerzeit schön im Schatten spazieren kann. Auch sind bloß einige Häuser zwischen uns und dem großen Alleghenyfluß, welcher durch Pittsburgh fließt, in welchem eine Insel liegt wie im Rhein bei Kleinhüningen, und ist ein Wirtshaus darauf. Wenn der Fluß groß wird, so bringt er Holz, Baumstämme, Dielen aller Art, so daß man auffangen kann, so viel man will. Und wir haben kaum hundert Schritt bis zum Fluß. Auch sind hier die Steinkohlen so wohlfeil, daß uns ein Wagen voll mit 6 Pferden nur auf 3 Thaler kommt, und diese können wir noch mit dem vielen Holz sparen, welches wir auffangen. Ich habe einen Brunnen graben lassen und eine Metzger- und einen Wurstladen angebaut an das Haus unter einem Dach in gleicher Front. Unser Haus stößt an die Hauptstraße zum Fluß und der Garten wieder an eine Nebenstraße, so daß wir zwischen 2 Straßen wohnen und sehr bequem Zufuhr haben. Auf die hintere Seite will ich noch ein Schlachthaus für Großvieh bauen und Stallungen für das Schlachtvieh, welches man in Vorrat haben muß. Einstweilen schlachte ich nur Schweine und mache Würste, für welche ich guten Absatz habe. Der Sommer soll hier für Metzger sehr gut sein und alles Fleisch und Würste guten Abgang finden, weil mit den Dampfschiffen, welche in Pittsburgh landen, sehr viel Verkehr gemacht wird. Es darf kein Metzger in der Stadt schlachten, darum wohnen alle diese rings um die Stadt, einige 2 Stunden weit.

Wir haben durch Zufall diese Wohnung ausfindig gemacht und um sehr billigen Preis gekauft. Auch ist hier eine der gesündesten Gegend von diesem Land, und wir haben hier sehr viele Bekannte, die uns rieten, hier zu bleiben und die Profession zu treiben; es sei besser, als eine Farm zu kaufen, wo die Kinder nicht einmal die Schule besuchen können. Hier in diesem Ort, welcher *Laurentville* heißt, sind Kirche und

Schule. Auch befindet sich hier ein großes Zeughaus und eine Werkstätte und eine Kanonengießerei, wo die hiesigen Einwohner viel zu verdienen haben. Wir hatten schon einige Wochen mit dem Bauen zu schaffen, welches mich an meiner Arbeit hinderte. In dieser Jahreszeit ist zwar nicht viel zu machen, da die Leute noch Schweinefleisch und Rindfleisch genug im Vorrat haben, und ein Metzger, der im Sommer sechs Stück braucht, jetzt genug an einem hat in der Woche. Man muß hier im Sommer verdienen, so daß man im Winter zu leben hat. Eine Metzgerbank in der Stadt kostet wöchentlich 1 Dollar, das ist 36 Batzen, welches hier nicht höher gerechnet wird wie bei uns 1 Franken.

Obgleich die Lebensmittel wohlfeil sind, so geht doch 1 Dollar so geschwind dahin wie 1 Franken bei uns. Was Liegenschaften anbetrifft, so heißt es nur soviel tausend Dollars. Wir haben einem in der Stadt für ein kleines Ladenstübchen 100 Dollar Zins jährlich geben wollen, aber er gab es nicht. Es gibt Zimmer ebener Erde, wo für eines 600 Dollar und noch mehr jährlich Zins bezahlt wird und die Leute in ihrem Beruf dennoch bestehen können. Unter 200 Dollar bekommt man wenig Rechtes, und um zu verdienen, muß auch etwas gewagt werden. Bis dahin haben wir nichts zu klagen und leben in bester Hoffnung, daß es uns hier besser gehen wird als in Basel, deswegen seid wegen mir ohne Sorgen. Wenn uns Gott gesund erhält, so wird es an uns am Fortkommen nicht fehlen. Wir sind hauszinsfrei, wo wir wohnen, und das Pfund Rindfleisch kostet uns 7 Rappen, das Schweinefleisch 14 Rappen nach Eurem Geld, und doch sagen die Leute, daß es schon viele Jahre nicht so teuer gewesen sei. Wir haben gottlob noch, ohne diese Liegenschaft und ohne den vielen frischgekauften Hausrat, soviel Bargeld, daß wir den Heimweg zu jeder Zeit antreten könnten, auch wenn es uns hier hinderlich gehen würde, für welches wir aber nicht im geringsten besorgt sind.

Wir werden immer mehr bekannt, und ich kenne schon so viele Landsleute, als wenn ich schon einige Jahre hier wäre, und zudem geben wir uns alle Mühe, Englisch zu lernen. Fritz kann schon mit jedermann fortkommen und in Zeit von einem Jahr können's die Kinder alle. Die ganz Kleinen gabeln schon

alle Wörter auf und bringen immer neue nach Hause. Es ist ein sehr großer Vorteil, wenn man diese Sprache kann. Unsere Kinder mußten sich ernsthaft wehren gegen die englischen Buben, welche den Deutschen sehr aufsässig sind und sie mit Steinen verfolgen, so daß ich genötigt war, ernsthaft einzugreifen. Als sie sahen, daß wir uns nicht vor ihnen fürchteten, weil große dabei waren, und ihnen drohten, der erste, der noch einen Stein nach ihnen werfe, werde erschossen, gab es Ruhe, und seither können sie ungestört gehen, wo sie wollen. Wenn man hier erschrocken ist, so hat man keine Ruhe vor den bösen Buben; auch muß man immer sehr auf der Hut sein vor Schelmen und Betrügnern. Doch habe ich schon viele Erfahrungen gemacht, daß auch viele rechtschaffene, ehrliche und brave Leute hier in Pittsburgh wohnen und einem uneigennützig mit Rat und Tat an die Hand gehen, wenn man sie darum anspricht; auch genießt ein rechtschaffener Mann sehr viel Kredit, wenn er ihn braucht.

Es ist hier leicht, ein Eigentum zu kaufen; wenn einer nur hundert Thaler bar zahlt, kann er für tausend Thaler kaufen, das andere auf 5jährigen Termin, oder wie es der Käufer andingt, abzahlen; bloß muß es zu 6% verzinst werden. Ein einziger Acker nahe bei uns kommt auf 500 Dollar, und viele raten uns, einige zu kaufen, weil man glaubt, daß sie von Jahr zu Jahr teurer werden, so daß sie in 10 Jahren das Doppelte gelten können. Das gilt hauptsächlich für Bauplätze, die nahe bei uns an der Philadelphia-Landstraße liegen, welche ganz eben nach der Stadt führt, und auf der man in einer Viertelstunde bis auf den Markt fahren kann. Ich will diesen Sommer noch abwarten, dann weiß ich besser, zu was ich mich entschließen soll.

Der Rudof Althaus hatte hier einen Platz, wo er wöchentlich 4 Dollar verdiente, jedoch 2 Dollar für Kost geben mußte; wenn er englisch könnte, würde ihm ein Dollar täglich nicht fehlen. Allein er war reiselustig und ging auf einem Kohlenschiff den Fluß hinunter nach New Orleans, welches eine 3wöchige Fahrt ist bei günstigem Wetter und 30 Dollar Lohn einbringt. Wenn er gleich mit einem Dampfschiff zurückkommt, so kann er in 4 Wochen oder 30 Tagen wieder in

Pittsburgh sein, wo er seine Kleider einstweilen ließ. Er ist nicht gekommen, lang in diesem Lande zu bleiben; er redet immer von der Heimat. Die jungen Leute haben hier keinen Zeitvertreib, besonders an Sonntagen darf nicht gesungen und gespielt oder öffentlich gewirtet werden. Er spricht stets vom Heiraten — aber in der Schweiz. Er ist sonst immer gesund und fröhlich und wird fett, auch sein Benehmen gegen uns ist immer freundschaftlich. Auch besucht er uns oft, welches aber von Johannes Gysin nicht geschieht. Er lebt für sich und wir für uns, und er ist, so lange wir im Lande sind, noch nie zu uns gekommen, er weiß wohl warum? — Wir wollten ihn auf einen besseren Weg führen und warnten ihn vor Sachen, welche ihn ins Verderben stürzen könnten; aber er ging böse Wege und wich uns immer aus. Wir hätten manchen Verdruß ersparen können, wenn er zu Hause geblieben wäre; er gedenkt ohnehin gleich wieder nach Hause zu gehen, wie wir erfahren haben. Wir bedauern seine Eltern, daß er nicht gebessert zurückkommen wird.

Wir gewöhnen uns von Tag zu Tag immer besser, und ich für mein Teil sehne mich nicht mehr in die Weiße Gasse zurück. Unsere Heimat ist fröhlich und heiter mit 4 Kochhäfen und Bauchkessel und Bratenofen, welcher uns nebst allem dazu erforderlichen Geschirr 26 Dollar kostete und mit wenig Kohlen alles mögliche geschwind kochen oder braten kann. Auch hätten wir in der ganzen Umgebung keine Wohnung für diesen Preis bekommen. Wir könnten es zu jeder Zeit mit gutem Gewinn wieder verkaufen, aber es ist uns jetzt um keinen Preis feil. Amerika ist mir, Gott sei Dank, bis dato günstig. Zum Schluß grüßen wir Euch alle freundschaftlich, und ich verbleibe immer Euer
getreuer Schwager J. Rosenmund.

Nachschrift der Anna Katherina Rosenmund-Gysin

Meine lieben teuren Geschwister,

Ein paar Worte mit Euch zu reden macht mir viel Vergnügen . . . Nun bin ich, Gott sei Dank, wieder recht gesund, und ich freue mich auf das Frühjahr, meinen schönen Garten an-

zupflanzen; wenn der Sommer kommt, dann haben wir kürzere Zeit, jetzt haben wir einen kalten Winter, wie die Leute sagen, daß in vielen Jahren noch nie so kalt gewesen ist und Gemüse und Butter noch nie so teuer. Die Kartoffeln sind gar nicht so gut wie bei Euch, aber es werden auch nicht viele gekocht. Nun leben wir in der Hoffnung, daß auf das Frühjahr alles besser kommen werde. Ich denke oft und viel zurück an meine lieben Geschwisterte und an deren Wohltaten, die ich bei Euch genossen . . . Gott lohne und segne Euere Familie, ich lebe vergnügt in meinem Familienkreis und habe kein Heimweh, doch wünsche ich mir manchmal, in Eurem Kreise zu sein. Teure Schwester Bohny! Du brauchst mir kein Waffel- noch Glätteisen zu schicken, es hat hier deren genug, welches ich nicht wußte; lieber wollte ich ein halbes Dutzend Harnischblech, man weiß hier gar nichts davon.

